ISSN 1560-6325 ISBN 978-3-901989-16-2 € 15,–

polylog 18 2007

ZEITSCHRIFT FÜR INTERKULTURELLES PHILOSOPHIEREN

WELTZIVILGESELLSCHAFT

MIT BEITRÄGEN VON

MARLIES GLASIUS, DARIO AZZELLINI, ALI PAYA, OLIVER MARCHART, RADHA D'SOUZA
ASHRAF SHEIKHALASLAMZADEH, DETLEV QUINTERN

SONDERDRUCK

WELTZIVILGESELLSCHAFT

5

MARLIES GLASIUS

Weltzivilgesellschaft und die Aussichten für eine globale Öffentlichkeit

21

DARIO AZZELLINI

Konstituierende Macht statt Zivilgesellschaft

27

ALI PAYA

Die Gestalt der kommenden globalen Zivilgesellschaft
Vorschläge für eine mögliche islamische Perspektive

45

OLIVER MARCHART

Die List des Konflikts
Protest in der Weltzivilgesellschaft

55

RADHA D'SOUZA

Ein Blick in die Kristallkugel: »Zivilgesellschaft« und »Humanität« im 21. Jahrhundert

FORUM

63

ASHRAF SHEIKHALASLAMZADEH

Philosophie der Liebe bei Jalal ad-Din Rumi

77

DETLEV QUINTERN

Über den Humanismus bei Ihwan as-Safa

94

REZENSIONEN & TIPPS

128

IMPRESSUM

129

POLYLOG BESTELLEN

FRANZ GMAINER-PRANZL

Attentionale Epoché

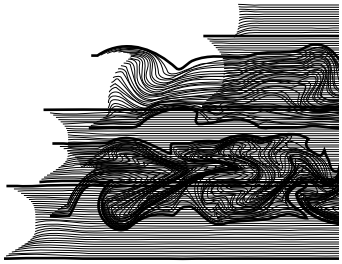
zu: Bernhard WALDENFELS: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*

und: Bernhard WALDENFELS: *Idiome des Denkens*

Bernhard WALDENFELS: *Phänomenologie der Aufmerksamkeit* (stw 1734). Suhrkamp Verlag, Frankfurt 2004. ISBN 3-518-29334-6, 304 Seiten.

»Fällt dir da nichts auf?« (S. 65) – eine scheinbar alltägliche Frage wird zum Schlüssel für eine philosophische Problemstellung, die mit den Grundlagen des Erkennens zu tun hat. Die Wahrnehmung von Aufmerksamkeit ist das Thema, mit dem sich Bernhard Waldenfels, emeritierter Philosophieprofessor an der Ruhr-Universität Bochum, in diesem Buch auseinandersetzt. Eine erste Antwort: »Es geht darum, *dass* überhaupt etwas in der Erfahrung auftritt, dass *gerade dieses und solches auftritt* und *nicht vielmehr anderes* und dass es *in einem bestimmten Zusammenhang* auftritt« (S. 16).

Die Rolle der Aufmerksamkeit in der menschlichen Erfahrung sieht Waldenfels – entsprechend seinem Ansatz der »responsiven Differenz« (vgl. die *Phänomenologie des Fremde*n [4 Bände, Frankfurt 1997–1999]) – ursprünglich darin gegeben, »dass uns etwas widerfährt, bevor wir uns dessen versehen« (S. 30). Von daher lässt sich »Erfahrenes« nie in einen geschlossenen und lückenlosen Sinnzusammenhang bringen oder narrativ »bewältigen«, wie Waldenfels kritisch anmerkt: »Es sind Löcher des Nichts-Sinns, die in der Erzählung aufklaffen, ein Schweigen, das nicht darin besteht, dass *etwas* nicht gesagt oder getan, verschwiegen oder unterlassen wird, sondern darin, dass das Sinnereignis selbst sich der sprachlichen oder praktischen Bewältigung entzieht« (S. 60). Entscheidend ist der Zusammenhang zwischen der Art und Weise, *wie* das, was auffällt, *jemanden* aufmerken lässt; dieser ist »als ein originärer Dual oder Plural zu denken« (S. 72), der wie ein Funke überspringt. Die Erfahrung der Verschiebung, »dass alles, was uns widerfährt, gemessen an den Erwartungen, die wir hegen, stets zu früh kommt, so wie jede Antwort, die wir geben, zu spät kommt« (47), ist entscheidend für das Phänomen der Aufmerksamkeit, das sich in einem »Zweitakt von Auffallen und Aufmerken« (S. 72) vollzieht. Diese Doppelbewegung von Auffallen und Aufmerken bleibt stets offen, bildet nie einen geschlossenen Kreis und birgt eine Asymmetrie in sich: »Als eine anfängliche Form des Antwortens vollführt das Aufmerken eine Bewegung, der eine fremde Bewegung zuvorkommt und die selbst von einer anderen Bewegung herkommt« (S. 106). In der Vorsilbe »Re-« (wie etwa in »Re-aktion«, »Re-sponse« usw.) kommt diese Doppelbewegung – im Sinn eines »Wieder« und »Zurück« – zum Ausdruck: »Wer aufmerkt auf etwas, das ihm auffällt, *wendet sich zurück an einen Ort, wo er nie war,* und er *wiederholt, was er niemals einholen wird*« (S. 106).

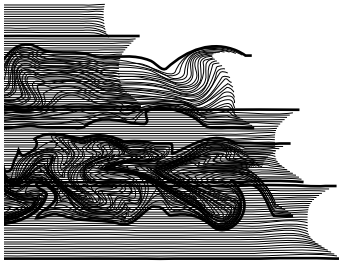


Die »responsive Differenz« zwischen Anspruch und Antwort, Auffallen und Aufmerken, Aufforderung und Hinhören wird vor allem in der phänomenologischen Reflexion der Stimme deutlich; diese tritt zunächst als »Fremdstimme« auf, so wie die Sprache als »Sprache der Anderen« ursprünglich als »Fremdsprache« in Erscheinung tritt. Daraus ergibt sich eine wichtige Folgerung: »Die Asymmetrie zwischen fremdem Anspruch und antwortendem Hören bildet keineswegs eine bloße Vorstufe auf dem Weg zu einem symmetrisch angelegten Dialog, sie gehört zur Genealogie eines Dialogs, dessen Werden nicht bereits auf einer vorgängigen Übereinstimmung, auf einer Homologie beruht« (S. 191). Als leibliches Selbst ursprünglich einem »fremden Blick« und einer »fremden Stimme« ausgesetzt zu sein, ist eine konstitutive Einsicht der »Phänomenologie der Aufmerksamkeit« und zugleich eine fundamentale Kritik an einer idealistischen Tradition, in deren Erkenntnistheorie und -praxis niemals der »Stachel des Fremden« sitzt. Aber genau diese »genuine Enteignung eines Selbstbewusstseins, das glaubt, bei sich selbst beginnen und zu sich selbst zurückkehren zu können« (S. 189), ist eine entscheidende Voraussetzung für den Vollzug echter »Aufmerksamkeit«.

Eine weitere wichtige Voraussetzung der phänomenologischen Analyse der Aufmerksamkeit ist die auf Husserl zurückgehende Frage nach der »Einstellung« für die begegnende Wirklichkeit. Das Interesse für das »Wie der Gegenheitsweisen« (Hua VI, S. 147) öffnet den Blick dafür, »dass etwas als etwas gegeben ist oder verstanden wird« (S. 117). Das »so und nicht anders« dessen, was Aufmerksamkeit hervorruft, enthält ein Moment der »Kreation« und der »Abweichung«: »Die originäre Form der Aufmerksamkeit, in der die Erfahrung über sich selbst hinauswächst, bedeutet eine Form der Ermöglichung, die anderes und weiteres möglich macht und nicht lediglich verwirklicht, was bereits potentiell angelegt ist. […] Im Gegensatz dazu geht es bei der sekundären Aufmerksamkeit um eine Verwirklichung dessen, was bereits durch ein teils evolutionär entstandenes, teils künstlich geschaffenes Bedingungsgefüge ermöglicht und in Programmen, Deutungsschemata oder Kategorien vorgezeichnet ist« (S. 117). Diese Analyse der »Gegebenheitsweise von etwas« ermöglicht auch eine Kritik der – vor allem von den Medien beförderten – »Panikonik« (S. 206), die menschliche Erfahrung (nahezu) total in Anspruch nimmt, wodurch aber vergessen wird, »dass das, was augen-fällig und bild-trächtig ist, niemals restlos ins Bild eingeht« (S. 205). Es kommt darauf an, den »Modus« des In-Bildern-Sehens zu bestimmen: »Wir sehen keine Bilder, sondern wir sehen etwas im Medium von Bildern« (S. 213). Gegenüber falschen Unmittelbarkeiten, wie sie vor allem die dirigierte und inszenierte Aufmerksamkeit der Werbung bewirkt, wäre eine »ikonische Epoché« zur Geltung zu bringen, die durch eine gezielte Ent- und Versetzung unterbricht: »Der Bann der natürlichen Einstellung, deren Blick durch die Bilder hindurch auf Abgebildetes geht und die Bilder am Ende selbst den abgebildeten Dingen zuschlägt, würde gebrochen, und dies mit dem Effekt,

»In jedem Sprechen, das etwas zur Sprache bringt und nicht bloß Gesagtes wiedergibt, liegt ein Versprechen. Der Umstand, dass das Ich seiner selbst nie völlig mächtig ist und dass es ins Anonyme entweicht, wenn es sich selbst namhaft zu machen versucht, schafft Raum für fremde Stimmen, die im Eigenen laut werden und eine Antwort erheischen.« (S. 31)

»Das ›freie Leben‹ der Sätze und Diskursarten mitsamt dem Widerstreit, der in diesem ›Leben‹ fungiert, kann sich nur zeigen, lässt sich nur aufweisen, nicht beweisen. In diesem Sinne bildet das Argumentieren selbst eine Diskursart unter anderen und nicht etwa ein Verfahren, das eine allgemeine Diskursverwaltung und Diskursüberprüfung erlaubt.« (S. 157, zu Lyotard)



dass wir nicht etwas, also in diesem strengen Sinne nichts und nicht sehen« (S. 226).

Mit dem Begriff der »Epoché« präzisiert und beschließt Waldenfels seine Überlegungen zur Phänomenologie der Aufmerksamkeit: Es geht um eine Suspension von Vorannahmen und eine Inhibierung der »natürlichen « Blickrichtung – allerdings nicht um eine bloße »Enthaltung«, sondern um die Erfahrung, dass das »Auffallen [...] auf mich zukommt derart, dass mein Aufmerken ganz und gar von Fremdem durchwirkt ist« (S. 286). Eine solche »responsive Epoché« würde »Momente einer attentionalen Epoché« in sich tragen, und »dies nicht nur im Sinne eines expliziten Aufmerksamwerdens, sondern auch eines expliziten Aufmerksammachens, das sich selbst einem Aufmerksamgemachtwerden verdankt. Die attentionale Epoché würde von dem ausgehen, was mir auffällt, wovon ich getroffen bin und worauf ich unausweichlich zu antworten habe« (ebd.)

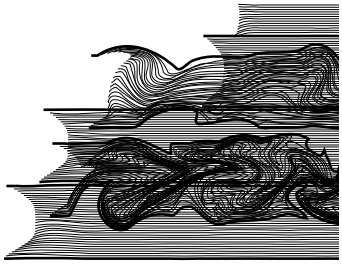
»Fremdes erreicht man nur, wenn man von ihm ausgeht, und man geht nur von ihm aus, wenn es uns vorweg angeht, beunruhigt, im Eigenen trifft. Die Philosophie hat lange genug gebraucht, um bis zu diesem Rätsel vorzudringen, und es fehlt bis heute nicht an Lösungsversuchen, die das Rätselhafte zum Verschwinden bringen würden, wenn sie gelängen.« (S. 246)

Es bedarf keiner aufwändigen Begründung, dass die von Bernhard Waldenfels vorgelegten Theorieelemente einer »Phänomenologie der Aufmerksamkeit« – vermittelt über eine »responsive« Erkenntnistheorie und zugespitzt auf eine »attentionale Epoché« – für die Grundlegung und Umsetzung interkulturellen Philosophierens von besonderer Bedeutung sind, weil sie – ebenso unaufdringlich wie nachhaltig – die unausgesprochene Verabsolutierung und Universalisierung westlichen Denkens aufbrechen und auf etwas Unerlässliches hinweisen: nämlich auf »die Unmöglichkeit, Fremdes, das unseren eigenen Entwürfen zuvorkommt, restlos in eigene Möglichkeiten umzusetzen« (S. 276).

»... DIE MÖGLICHKEIT EINER ANOMALISIERUNG«

»Die Philosophie der Sprache verlangt nach einer Phänomenologie, die sich der Erfahrung des Fremden aussetzt« (S. 311) – diese Aussage trifft die Intention von *Idiome des Denkens. Deutsch-Französische Gedankengänge II* punktgenau. Zehn Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes der *Deutsch-Französischen Gedankengänge* (Frankfurt 1995) greift Bernhard Waldenfels Ansätze französischer Denker des 20. Jahrhunderts auf und reflektiert sie im Licht responsiver Rationalität. »Was mir als responsive Phänomenologie vorschwebt«, merkt Waldenfels an, »bedeutet nicht nur, dass das Sagen sich in Sagen und Gesagtes aufspaltet, es impliziert zugleich einen *Überschuss* des Sagens gegenüber dem Gesagten« (S. 58). So gerät die Auseinandersetzung mit den Gedankengängen französischer Philosophen zu einer kritisch-differenzierten Weiterentwicklung einer Form des Denkens, das sich der Inspiration durch das »Überschüssige«, »Außerordentliche« und »Abweichende« verdankt; sie geht, wie Waldenfelds einleitend bemerkt, »Hand in Hand mit dem Versuch, der Phänomenologie eine neuartige Gestalt zu geben, in der Motive wie Pathos, Response, zeitliche Diastase und Fremdheit den Ton angeben« (S. 8f.).

Das Stichwort für die Beiträge, die auf Vorträge des Verf. aus den letzten Jahren zurückgehen, ist »*Idiom*«, das allgemein »eine sprachliche Eigenart« bezeichnet, aber auch die »Singularität der Denkungsart, deren Präferenz gleich der Muttersprache auf unver-



gleichliche Weise hervorsticht« (S. 11). Von daher lassen sich die »deutsch-französischen Gedankengänge« als »Bi-Idiom« (ebd.) fassen, als Beziehung zweier Denkungsarten, die je für sich »als einzigartige Sprechart, als einzigartige Verkörperung der Sprache und des entsprechenden Denkens« (S. 319) anzusehen sind. Aber weder ist ein »Idiom« einfach mit *einer* Form des Denkens noch mit *dem* Denken als solchen gleichzusetzen; durch ein »Idiom« wird offenkundig, »dass es Sprache gibt, so wie es ›Ordnung‹ gibt, und zwar eine Ordnung im Rohzustand, die jeder Grammatikalisierung und Algorithmisierung vorausgeht« (S. 320). Solche »Idiome«, die sich wie die Sprache »jenseits von Für und Wider, von Licht und Schatten« bewegen, sind allerdings keine Ideale. »Idiome schleifen sich aneinander ab, sie verschließen sich einer direkten Kenntnisnahme und Wertschätzung« (S. 335).

Der Horizont der einzelnen »Gedankengänge«, die Waldenfels sorgfältig untersucht, wird im letzten Teil des Buches konkreter, wo es um »*Europa im Schatten der Globalisierung*« (S. 310–341) geht. »Universalisierung« gerät oft zur »Normalisierung«, also zur Angleichung und Aufhebung all dessen, was besonders, abweichend und mehrdeutig ist. Gegen den ungeheuren Sog zur Homogenisierung des Lebens und Denkens könnte es zur epochalen Herausforderung von Bildungssprachen werden, dem »Überschüssigen«, »Unordentlichen«, ja »Bedrohlichen« einen Ort zu geben, jenem »Fremden« also, angesichts dessen der Anspruch auf »Universalität« erst wirklich Geltung beanspruchen kann. »Anstelle einer Universalisierung, die formaliter und materialiter die Grenzen der Sprache zu überwinden trachtet, bietet sich die Möglichkeit einer *Anomalisierung* an, das heißt, die Weckung eines Sinnes für Vieldeutigkeiten, für andere Möglichkeiten, für Unpassendes und Abweichendes« (S. 314f.).

Die Zeichen der Zeit sprechen nicht für eine solche »Vielstimmigkeit von Idiomen«, wie sie Bernhard Waldenfels vorschlägt; aber wäre das nicht ein Grund, sich umso intensiver der Herausforderung einer von sprachlichen, symbolischen und kulturellen Differenzen betroffenen und je schon »befremdeten« Universalität zu stellen? Mindestens für interkulturelles Philosophieren gilt immer noch die Vision: »Eine ›relative Universalität‹ ist nicht nur möglich, sie gehört zu den Anforderungen einer Philosophie, die als völkische Philosophie oder als eine kultivierte Form von Ethnophilosophie an ihrem eigenen Denken Verrat üben würde« (S. 319f.).

Bernhard Waldenfels:
Idiome des Denkens. Deutsch-Französische Gedankengänge II
(stw 1777) Suhrkamp Verlag, Frankfurt 2005.
ISBN 3-518-29377-X, 359 Seiten.